

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 66.

Freitag, 19. März

1926.

Schellbruch.

Roman von Georg Julius Petersen.

(Nachdruck verboten.)

(6. Fortsetzung.)

„Ich meinte, du hättest Besuch, Vater“, sagte sie. Ihre Augen gingen suchend durch den Raum. Wo war der Fremde? Da trat er aus der Schlafstube des Vaters.

„Guten Tag, liebes Fräulein“, sagte er. Seine ausgestreckte Hand wurde übersehen. Das junge Mädchen forschte argstrenge in dem Bagabundengesicht und glaubte in dem fremdländischen Dialekt, den er sprach, einen weiteren Beweis für die Berechtigung ihrer Abneigung gefunden zu haben. Ein kurzes Schweigen herrschte. „Ich habe bei Ihrem Vater Arbeit gefunden“, fuhr dann Schnabel fort; „wir kennen uns von der Wanderschaft her. Nicht, Schellbruch, so ist es doch?“ wandte er sich freundlich an den Meister, der düster vor sich hinblitzte.

Lisbeth Schellbruch sah auf den Vater. Ein Mitleid, dessen Ursache ihr nicht klar wurde, trieb sie zu ihm hin.

„Willst du nicht zum Frühstück herüberkommen?“ fragte sie halblaut. Ihre Hand lag wie schützend auf seiner Schulter, ihre Augen suchten die seinen.

Schellbruch spürte wohl den belebenden Strom, der aus diesen Augen drang, die ganze zärtliche Zuneigung überhaupt, denn er strich ein paar mal über den freihängenden Arm des jungen Mädchens.

„Bring' es mir herüber, Lisbeth“, flüsterte er.

Da lachte es plötzlich hinter ihnen.

„Frühstück? ... Ich bin dabei, Schellbruch. Auch nur gleich für mich, mein schönes Kind.“

Sie maß ihn mit einem wahren Flammenblick.

„Wie kommen Sie dazu, einen solchen Ton hier anzuschlagen?“ rief sie endlich.

Er sah spöttisch-überlegen auf sie herab; in seinen Augen spielte ein gemeiner Ausdruck.

„Du hast 'ne hübsche Tochter, Schellbruch“, sagte er nach dieser kurzen Betrachtung plötzlich. „Und Sie wundern sich über den Ton, den ich anschlage?“ wandte er sich an Lisbeth. „Warum?“

„Weil Sie immer nur Geselle sind und froh sein können, bei meinem Vater Aufnahme gefunden zu haben — deshalb!“

Da brach Schnabel in ein Gelächter aus.

„Schnabel!“ rief Schellbruch, der aufgestanden war. „Es geht nicht ... wenn du hier bleiben willst ... ihr müßt euch vertragen. Lisbeth, Schnabel bleibt vorläufig bei uns. Es ist mein Wille und nichts mehr daran zu ändern. Überflüssigen Schlafraum haben wir nicht, aber das macht nichts. Wir schlagen in meiner Kammer noch ein Bett auf.“

„Ist ja gar nicht nötig“, warf der andere dazwischen. „Nachts bist du ja doch nicht da.“

„Wir schlagen noch ein Bett auf“, beharrte Schellbruch, dem es anzusehen war, daß er sich nur mit äußerster Selbstbeherrschung aufrecht erhielt. In diesem Augenblick betrachtete ihn seine Tochter, und da gewahrte sie einen Blick tiefsten Hasses, der zu dem Eindringling hinflieg.

„Es geht überhaupt nicht, daß dein ehemaliger Wanderkollege (sie wählte sorgfältig diese Bezeichnung) bei uns schläft, Vater“, sagte sie mutig. „Es würde

gegen alle Sitte verstoßen. Du bist nachts außer dem Hause. Wie gesagt, es geht nicht.“

„Für was halten Sie mich, Fräulein?“ fragte da Schnabel.

„Das verrate ich Ihnen nicht“, kam es so verlegend wie nur möglich zurück. „Also ich erkläre mich damit einverstanden, für deinen Gesellen zu kochen. Ich will ihm so gar das Essen in die Werkstatt bringen. Wenn er hier auch schlafen soll, suche ich mir bis auf weiteres ein anderes Unterkommen, und Hermine wird es genau so machen.“ Damit ging sie. Nach kurzem erschien sie wieder, stellte ein bescheidenes Frühstück hin und verschwand von neuem. Nach wenigen Minuten schellte die Türglode: Lisbeth Schellbruch betrat die Straße. Es drängte sie, sich mit Hans Witt zu besprechen.

Schellbruch saß immer noch untätig da, seine Gesichtszüge verrieten eine Erschlaffung. Er hatte seine Augen abgewandt; er ertrug nicht den Anblick dieses widerlich schmazenden Menschen.

„So“, sagte Schnabel, „das hätten wir geschafft. — Du, das ist ja eine gefährliche Kröte, deine Tochter, ein kleiner Satan. Die verdreht sich allen Mannsleuten den Kopf.“ Schellbruch schwieg. „Aber eins verstehe ich nicht“, fuhr Schnabel fort, sich so setzend, daß er seinem „Meister“ ins Gesicht sehen konnte; „eins verstehe ich nicht: daß du dir einen solchen Ton gefallen läßt. Ich an deiner Stelle hätte das feste Mädchen mit ein paar Ohrfeigen zur Ruhe gebracht.“

Hier richtete Schellbruch sich auf. Aber er sprach doch wohl nicht das aus, wozu es ihn drängte; jedenfalls suchte er eine Zeitlang nach Worten, und seine Augen schlossen sich beinahe.

„Schnabel“, begann er endlich leise, „es ist doch wohl am besten, du schnürst dein Bündel und ziehst weiter.“

„Warum? ... Hier gefällt es mir pissein.“

„Du hast nun gesehen, daß das tägliche Zusammensein zwischen dir und meiner Tochter nur Verdruß mit sich bringen würde. Ich habe mich gefreut, dich nach langer Zeit mal wiederzusehen — ja, das hab' ich, Schnabel — und wenn es in meiner Macht stünde, würde ich dir Unterhalt und Nachtlager geben. Es geht nicht!“

Schnabel betrachtete ruhig lächelnd das zuckende Gesicht.

„Du hast Angst vor deinen Töchtern, Schellbruch.“

„Nein, nein! Aber ich bin Bürger der Stadt, meine Kinder genießen den besten Ruf, beide sind verlobt, und auf alles das muß ich Rücksicht nehmen, Schnabel.“

„Ja, und was habe ich damit zu tun?“

Schellbruch fiel tiefer und tiefer in seine Mutlosigkeit. Wie sollte er diesem Menschen klarmachen, daß er sich in eine Welt drängen wollte, die von anderen Geseßen regiert wurde als die Landstraße! ... Niemals war dem Grübelnden der Abstand zwischen dem unbundenen Leben eines Handwerksburschen — selbst eines solchen, der aus Lust am Wandern von Stadt zu Stadt zog — und dem zwischen Mauern eingeseiltten, dem sekhafsten Bürger, so handgreiflich klar geworden wie in dieser Stunde. Eine Welt trennte sie, deshalb, weil

die Welt auch des Handwerkers sich gewandelt hatte. Was früher Notwendigkeit und Gebot gewesen war, auch für den Meistersohn: nach beendeter Lehrzeit den Rang zu schnüren und ins Blaue zu marschieren, das hatte nicht nur an Reiz eingebüßt, sondern war, wie die Postkutsche, ein überlebter Begriff geworden. Wer aber noch in reiferen Jahren den Steden schwang, erregte ohne weiteres das Mißtrauen der Gendarmen und die Geringschätzung der Meister, bei denen, der Unterstützung wegen, um Arbeit nachgefragt wurde.

„Ich habe keine Arbeit für dich, Schnabel“, sagte er nach langem Schweigen, vor sich hinsehend. „Die Arbeit, die mir zugetragen wird, kann ich mit Leichtigkeit selbst schaffen; ich brauche keinen Gesellen.“

„Auf Lohn verzichte ich.“

„Ich kann dich auch nicht in Kost nehmen, denn so viel verdiene ich nicht.“ „Aber deine Kinder!“

Schellbruch zuckte zusammen, zwischen den halbgeschlossenen Augenlidern flammte es kurz auf.

„Meine Kinder? . . . Du denkst doch wohl nicht, daß ich meine Kinder für dich arbeiten lasse?“

„Warum nicht?“

„Schnabel!“ Nun sprang der Blicke hoch und dem anderen so heiß ins Gesicht, daß er sich unwillkürlich zurückbeugte. „Hüte dich, mehr sage ich nicht.“

Schnabel lachte laut auf.

„Keine künstliche Aufregung, Freundchen . . . Ich frage dich nur, was geschieht, wenn deine Töchter, mehr noch deine Herren Schwiegeröhne, von gewissen Dingen erfahren? . . . Und was meinst du: Sollte man dir auch wohl fernerhin die Nachtwache über die Stadt anvertrauen?“ Jedes Wort war langsam und wohlbedachtnet herausgekommen, und die Wirkung zeigte sich augenblicklich.

„Aber ich habe doch gar nichts getan“, stammelte Schellbruch. „Treibe mich nicht zum Äußersten!“ Schrie er dann plötzlich. „Wenn du glaubst, mich mit der Zukunft meiner Kinder schrecken zu können — ich stehe ihnen dann nicht im Wege.“ Damit machte er mit dem Daumen eine Bewegung um den Hals herum, die seine Worte hinreichend ergänzte.

Für Sekunden hatte sich auf dem Gesicht des Peinigers eine Unruhe breit gemacht.

„Ich hörte gestern Abend in der Herberge, daß einer deiner beiden Schwiegeröhne bei der Polizei ist“, klang es dann in dem gewohnten überlegenen Ton zu Schellbruch hin. „Ist dir das angenehm?“

Schellbruch hatte den Kopf aufgestützt. Gegen diesen Menschen fühlte er sich machtlos. Und zu denken, daß er ihr unter seinem Dache bergen, jeden Tag mit ihm zusammen sein sollte — es überstieg eines Menschen Kraft. Aber wenn er sich nun von ihm los sagte? . . . Er konnte es doch, sie hatten ja nichts miteinander gemein; denn jenes andere — wie lange war es her und was blieb davon, wenn man es mit gerechten Augen abweg? Nichts! —

„Schnabel“, sagte Schellbruch nach einer Pause, „ich weiß, was du meinst, als du von meinem Schwiegerohn, dem Polizeisten Grünau, sprachst. Du wolltest mich ins Bodshorn jagen. Wenn du glaubst, mir etwas anhängen zu können — geh hin und gestehe, was du vor sechsundzwanzig Jahren auf dein Gewissen geladen hast.“

„Bah, ich weiß von nichts. Oder weißt du mehr? . . . Denn warum schicktest du mir damals das Zeitungsblatt? . . .“ fragte der Stromer frech.

Schellbruch schwieg. Eine harte Hand hatte sich auf eine Wunde gelegt, die ein Viertelfahrhundert geblutet hatte und die immer wieder aufriß, so oft die Gedanken bei jenem dunklen Vorgang verweilten. Es war vorgekommen, daß mitten in einer glücklichen Stunde — und in solchen zumeist — ein todesbanger Schrei an sein Ohr gedungen war, ein gellender Hilferuf — und daß dann die Erinnerung wie eine dunkle Wolke sich auf ihn niedergelassen und ihn für Tage, Wochen, Monate fast erstickt hatte. Kein Zuspruch seiner Frau, kein Anschmiegen der beiden Kinder hatte ihn aus seiner dumpfen, lebensmüden Stimmung reißen können.

Es war auf der Landstraße zwischen Zürich und Basel gewesen. Die Glut des Sommertages hatte ein

Wandern unmöglich gemacht. Wenige Tage vorher hatte er, Schellbruch, in einer Herberge einen Kollegen kennen gelernt, einen wüsten Kerl, der sich ihm auf der Weiterreise angeschlossen. An jenem Augusttage hatten sie sich unter das Dach kühler Bäume geflüchtet, und Schellbruch war bald darauf eingeschlafen. Mit einem Male hatte ihn ein furchtbarer Schrei geweckt. Aufstehend, hatte er seinen Genossen vermißt. In dem Glauben, daß ihm ein Unglück zugestoßen sei, war er aufgesprungen und hatte mehrmals „Schnabel! — Schnabel!“ — gerufen. Er hatte es dann irgendwo in der Nähe rascheln hören, und bald darauf war der Gesuchte aufgetaucht, mit merkwürdig gespanntem Gesicht, das sich dann zu einem künstlichen Grinsen verzog.

„Was war das, Schnabel?“

„Was?“

„Nun, dieser Schrei! Er ging mir durch Mark und Bein.“

„Ein Schrei? . . . Ich hab' nichts gehört. Du hast geträumt, Kamerad. — Aber komm, wir wollen weitermachen, ich hab' Hunger und wir haben noch nicht das Schlafgeld beisammen.“

Halb willenlos war Schellbruch gefolgt. Hatte er nur geträumt? . . . Es war ja möglich. So etwas kam vor, ein Alpdruck oder wie das hieß.

(Fortsetzung folgt.)

Die kleine Dänin.

Von Stefan Eschels.

Jetzt, meine Damen und Herren, will ich von jener wahren Liebe reden, der man nur einmal im ganzen Leben begegnet, von jener Liebe, deren Wirkung der der ersten Ohrfeige ähnelt: man bekommt auch später noch genug davon, aber keine tut so weh wie die erste.

Dieser Liebe — zwischen mir und der kleinen Dänin — denke ich in ganzer Einseitigkeit. Die Geschichte begann damit, daß ich in Berlin ankam.

Auf solchen Reisen trifft man natürlich seine Freunde. Nicht alle auf einmal, sondern nur so allmählich. Nach und nach. Bei solcher Gelegenheit pflegt man über gar vielerlei zu plaudern. Zum Beispiel über die Frauen.

Und so sagt der eine Freund: „Weißt du, hier ist eine famose Frau. Dänin. Direkt wie für dich geschaffen. Als ich sie sah, habe ich gleich an dich gedacht. Direkt dein Fall. Du wirst staunen.“

„Schön“, sage ich, „stell' mich doch mal vor.“

Und ich zähne und entschuldige mich, denn ich bin sehr müde und schläfrig, dieser lange Weg, und die Hitze. . . . „Sei nicht böse . . . ich will heute früh schlafen gehen. Wo leben wir uns morgen?“

Und ich gebe, lege mich hin, stehe auf, lege mich hin — und nach drei Tagen treffe ich wieder meinen Freund.

„Servus“, sagt er, „wo steckst du denn seit drei Tagen, man sieht dich gar nicht mehr. Und ich habe doch eine famose Frau für dich. Dänin. Oder habe ich dir schon erzählt? Wie? Na, ich werde dich doch mal vorstellen.“

Zwei Wochen vergehen. Ich treffe einen anderen Freund. „Nanu“, sagt er, „du bist auch hier? Alle Leute sind hier in Berlin, habähä, wirklich alle. Na, wie geht's, was machst du? Ach ja, hier ist eine famose Frau, direkt für dich geschaffen, ich sagte gleich, als ich sie zu sehen bekam.“

„Wie bitte?“ fragte ich.

„Ja“, sagte er, „eine kleine Dänin, ich werde dich mal vorstellen.“

Ei, ei. Die Sache fängt an mich zu interessieren. Es muß doch wohl etwas an der Sache sein, wenn es mir schon der Zweite sagt. Dann vergesse ich es wieder.

Nach ein paar Wochen besuche ich einmal mit meinem Freund Numero eins. „Na“, sage ich zu ihm, „was ist denn mit dieser Dänin?“

„Tja“, sagt er, „ich werde dich mal vorstellen.“

Dabei bleibt es. Wir zahlen und gehen.

Dann eines Abends, auf einer Kaffeehausstrasse, als wir die Damen mustern, fällt mir wieder die Dänin ein.

„Na“, sage ich, „wann willst du mich eigentlich vorstellen?“

„Wem?“

„Na, der Dänin.“

„Tja“, sagte er, „ich werde dich mal vorstellen. Komme Freitag zu mir. Ich mache ein Atelierfest. Sie kommt auch hin.“

Freitag kann ich nicht zu dem Atelierfest gehen. Auch Mittwoch nicht in die Konditorei, wo ich sie wieder hätte

treffen können. Aber nun läßt mir die Sache keine Ruhe mehr. Sonderbar, daß ich mit ihr nicht bekannt werden kann. Mit der Frau, die für mich geschaffen ist.

Noch ein vergeblicher Versuch und eine schlaflose Nacht. Dann ein nervöser Tag. Ich kann nicht arbeiten. Den ganzen Tag sage ich meinem Freunde nach. In der Nacht weide ich ihn. „Da“, sage ich, „so geht das nicht weiter. Du mußt mich sofort vorstellen!“

„Wie bitte?“ stammelt er und gähnt bestig.

„Du mußt mich sofort vorstellen!“

„Wem denn, um Gottes willen?“

„Der Dänin.“

„Bist du verrückt?! Jetzt mitten in der Nacht? Komme morgen vormittag herauf. Ich werde mit dir zu ihr hingehen.“

Ich schlafe erst gegen Morgen ein und erwache nachmittags. Meinen Freund kann ich nirgends finden. Und auf der Straße halte ich jede Frau für eine Dänin. Das kann kein Mensch aushalten. Ich verreise. Nach drei Tagen komme ich zurück. Jetzt muß ich aber Ordnung machen. Ich stecke meinen Revolver ein und stürze zu meinem Freund. Wenn er nicht sofort mit mir zu der Dänin geht, dann... Ich lasse das Auto warten. Die Treppe hinauf. Ich klingele. Eine halbe Minute später weiß ich, daß mein Freund gestern plötzlich nach Paris gefahren ist. Tagelang gehe ich herum wie ein Wahnsinniger. Dann fällt mir plötzlich mein Freund Numero zwei ein. Schnell zu ihm. Auto, Revolver. Ich treffe ihn zu Hause an.

„Du mußt sofort mit mir zu ihr gehen. Mein Auto wartet unten.“

„Zu wem?“

„Zu ihr.“

„Wer ist ihr?“

„Na, die Dänin.“

„Die Dänin?“

„Welche Dänin?!... Na, diese famose kleine Dänin, die direkt zu mir paßt und von der du es gleich gesagt hast, als du sie zu sehen beabsichtigst...“ Und ich greife nach dem Revolver in meiner Tasche.

Mein Freund bebt. Mein Freund stammelt. „Ach... weißt du... sie... ich weiß gar nicht, wie sie heißt, wo sie wohnt...“ „Ach... ich habe sie nur einmal... ein Freund hat sie mir gezeigt und sagte, daß sie zu dir paßt... Sei nicht böse, aber ich habe sie seither gar nicht gesehen.“

Schluß. Aus. Er ist zu Ende.

Ich will nur noch sagen, daß ich meinen Freund Numero eins seither auch nicht gesehen habe. Ich habe gehört, er jagt irgendwo in Afrika Elefanten.

Ja, aber noch etwas. Eine Weile suchte ich noch die Dänin. Dann reiste ich fort. Nach Dänemark. Und ich lernte eine Menge Däninnen kennen. Auch schöne. In ein paar war ich auch verlobt. Gar oft stand ich schon vor dem entscheidenden Schritt.

Aber es kam nicht dazu. Vielleicht finde ich doch noch einmal jene Dänin, die direkt für mich geschaffen ist. . . .

Der Forscher.

Von Karl Ferdinand Rudolph.

„Und Ihr Verbot ist endgültig, Mister Warren?“

„Endgültig, Doktor. Es tut mir leid, aber die gesetzlichen Vorschriften sind auf das allerstrengste einzuhalten.“

„Auch wenn es sich um eine Arbeit handelt, die zu Ende geführt werden muß, wenn sie nicht verloren sein soll?“

„Ich verstehe Sie. Ich möchte Ihnen auch gern helfen, aber wie?“ Der Konsul trat ans Fenster und sah hinaus auf den großen Hof. Dann wandte er sich um. „Ich kenne einen chinesischen Arzt, Tsosong, der auf amerikanischen und europäischen Universitäten studiert hat. Er ist sehr tüchtig und gewissenhaft. Wenn Sie nun dem Ihre Arbeit bis zu Ihrer Rückkehr nach hier übergeben würden?“

„Meine Arbeit muß jetzt zu Ende geführt werden. Deshalb bitte ich Sie noch einmal, lassen Sie mich die Kulturen mitnehmen. Sie sind fest verschlossen. Ich bürde Ihnen dafür, daß jede Gefahr ausgeschlossen ist.“

„Es ist unmöglich, Doktor — und glauben Sie denn, ein solch gefährliches Gepäck dürfte bei der Landung die Quarantäne passieren?“ Selbst, wenn es Ihnen gelänge, es hier aufs Schiff zu bringen, im Heimathafen würde es doch sofort vernichtet werden.“

Von der See her gestalte die Sirene eines großen Dampfers. Der Doktor horchte auf. Schwer senkte er auf. Langsam fuhr er mit der Hand über die Stirn. Er erhob sich. „Unter diesen Umständen ist natürlich nichts zu machen. Entschuldigen Sie, daß ich Sie bemüht habe, Mr. Warren.“

„Es tut mir aufrichtig leid — aber —“

„Natürlich, Ihre Vorschriften. Also Good bye.“

Good bye, Doktor, und glückliche Reise.“

Aber der Doktor hörte es nicht mehr. Schweren Schrittes stieg er die breite Steintreppe des Konsulats hinauf. Vor ihm wogte das Leben der großen Handelsstadt des Ostens. Die Menschen mit weißer, gelber und brauner Hautfarbe, die alle strebten der Erfüllung ihres vorgelegten Zieles zu. Und seine Arbeit, die einer ganzen Welt zum Segen werden sollte, würde unvollendet bleiben, weil sein Körper nach zwei Jahren Arbeit hier draußen dem ständigen Kampf mit dem Tod nicht mehr gewachsen war? Nein!

Dem Ruckschafführer, der auf ihn wartete, hieß er ihn zu dem großen Überseedampfer bringen, der die Nacht ausfahren sollte. Die Kabine für ihn war bereits bestimmt. Er tauchte sie jedoch gegen eine andere, die mehr abseits lag. Dann fuhr er in die Stadt und kaufte Lebensmittel für die Tage der Überfahrt. In sein Hotel zurückgekehrt, beglich er seine Rechnung und schrieb Briefe. Als seine chinesischen Diener den schweren eisernen Kasten, der fest verschlossen in seinem Hotelzimmer stand, an Bord bringen wollten, erklärte er ihnen, das sei nicht nötig, und nur das bittere Gepäck ließ er sie befördern.

Bei ihrer Rückkehr ins Hotel händigte ihnen der Portier im Auftrag des Doktors ein reiches Geschenk aus. Er selbst hatte sich in sein Hotelzimmer eingeschlossen und war für niemand zu sprechen.

Blutrot, sank die Sonne hinter den Horizont. Der Überseedampfer gab das zweite Zeichen zur Abfahrt.

Abseits von den Reisenden, die das Schiff bestiegen, stand ein Passagier. Er schien die Vorübergehenden nicht zu sehen. Plötzlich leuchteten seine Augen auf. Er sah am Kai den Konsul Warren. Tief zog er den Hut ins Gesicht und ging schnell an Bord. Ihm war es, als hätte er auch seine chinesischen Diener an der Landungsbrücke bemerkt. Er ging bis an die Spitze des Schiffes. Dort war er allein. Aus den beiden Schornsteinen stieg schwarzer Rauch. Die Sonne war verschwunden. Im tiefen Nachtblau funkelten die Sterne. Von der großen Stadt her tönte der Lärm. Wie im aufreizenden Lebensdrang schlugen die Wellen gegen das Schiff. Und am Mast flatterte im Abendwind die Schiffsflagge mit dem Heimatswimpel. Der einsame Mann zog mit tiefen Zügen die frische Seeluft ein. Noch einmal umfakte sein Auge die dunklen Umrisse des Landes, in dessen Fernen er zwei Jahre gearbeitet. Ein bitteres Lächeln huschte über sein Gesicht. Als die Dampfträne zum drittenmal über Meer und Land heulte, ging er in seine Kabine und — schloß sich ein.

Tag und Nacht arbeiteten sich die Schiffschrauben durch die Wellen des Ozeans.

Den einsamen Reisenden bekam niemand auf der Fahrt zu sehen. Durch das schmale kleine Fenster seiner Kabine sah er die Sonne ihr goldenes Sternennetz über Meer und Himmel werfen. Von fern nur hörte er die Menschen reden und lachen. Aber die kleinen Blätter seines Tagebuches füllten sich mit Notizen und Zeichnungen Tag für Tag. Noch nie in seinem Leben war er einen so sicheren Weg gegangen wie jetzt. Er fühlte es, die unermüdliche Arbeit zweier Jahre, sie würde nicht verloren gehen.

Wenn des Sturmes Todesvogel über das Meer dahinstrich und das Schiff im Ansturm der Wasser erbebte, bedrängte ihn nur eine Furcht. „Es wäre schade, wenn so kurz vor dem Ziel mein Tagebuch verloren ginge.“ Und wenn rein menschliches Empfinden den selbstlosen Wissenschaftler beschlich, wenn er an seine Frau und seine blondlockigen Kinder dachte, gab ihm das Bild der leidenden Menschheit Kraft, seinem einzigen Glück auf immer zu entsagen.

Als das Schiff den Heimathafen erreichte, wartete abseits am Kai ein festverschlossenes Auto. Es fuhr erst an die Landungsbrücke, als der Eisenbahnzug mit den Passagieren abgefahren war. Dann erst öffnete der Kapitän die verschlossene Tür der einsamen Kabine. Ihm folgten Träger mit Schutzmasken vor dem Gesicht. Die Mannschaft mußte weit zurücktreten, als eine dichtverhüllte Bahre sichtbar wurde. Die Tür des Autos wurde fest verschlossen. Niemand war mit eingestiegen. Niemand näherte sich dem Totkranken.

Aus den kleinen Fenstern des Autos schienen zwei ermattende Augen noch einmal über die Lande. Und dem einsamen Mann war es, als ob die Heimat ihn grüßte. Aber noch immer zeichnete eine zitternde Hand auf weiße Blätter Ziffern und Buchstaben.

Und ein Sterbender wurde, abgeschlossen von aller Welt, auf sein letztes Ruhelager gebettet. Und immer noch zeichnete seine Hand Ziffern und Buchstaben in das Tagebuch, bis der Bleistift ihr leise entsank.

Aus Liebe zur leidenden Menschheit hatte er sich für die Wissenschaft geopfert, hatte er die tödliche Krankheit seinem eigenen Körper zugeführt. Die Früchte seiner Lebensarbeit waren nicht verloren gegangen.

Und irgendwo in der Heimat weinte eine junge Frau, und zwei vaterlose Kinder schmiegleten sich an sie.

Neue Bücher

* **Joseph Victor von Scheffel, Briefe ins Elternhaus 1843—1849.** — Im Auftrage des Deutschen Schöffelbundes eingeleitet und herausgegeben von Dr. Wilh. Bentner. (Verlag von Armin Gräff, Karlsruhe 1926.) Nur wenigen bedeutenden Menschen ist der Segen eines glücklichen Jugendlebens in der Hut eines innig betreuenden Elternhauses in reichem Maße zuteil geworden, als dem Dichter Joseph Victor von Scheffel. In das zarte, heilige Verhüllung sich schmiegende Wachs der jugendlichen Seele drückten sich tief und unverwischbar die Abbilder ersten, von der Sonne schöner und freundlicher Eindrücke überlagerten Erlebens, um Kern und Herzpunkt des späteren Künstlers zu werden. Scheffels Briefe an sein Elternhaus, ein stattlicher, für die Lebensgeschichte des Künstlers bisher noch nicht ausgewerteter Komplex von 500 Schriftstücken, spiegeln des Dichters innere Entwicklung und äußere Schicksale am unmittelbarsten wieder. Aus den reichen Schätzen des Karlsruher Scheffelarchivs sind hier von dem Herausgeber der Briefe der eigentlichen Studentenzeit in München, Heidelberg und Berlin, die mit der Revolution von 1848 und 1849 ihren Abschluß finden, zu einem Bande vereinigt, der über das Biographische hinaus auch eine wichtige kulturgeschichtliche Materialsammlung darstellt.

* **Gustav Freytags Romane in den Helios-Büchern.** (Verlag Philipp Reclam jun., Leipzig. „Die Ahnen“ I. Ingo und Ingarabon — Das Nest der Baunlonige — Die Brüder vom deutschen Hause; II. Marcus König — Die Geschwister — Aus einer kleinen Stadt). Gustav Freytags Werke sind dem Inhalt nach ziemlich allgemein bekannt und sind erst gelegentlich des 30. Todestages des mit Wiesbaden besonders verbundenen Dichters gewürdigt worden. Nachdem die Werke am 1. Januar 1926 gemeinfrei geworden sind, ist eine große Anzahl von Ausgaben erschienen. Nicht alle der angebotenen Ausgaben sind gleich sorgfältig und zuverlässig herausgegeben. Die Helios-Ausgabe der Freytagschen Werke jedoch ist in bezug auf die Wiedergabe der Texte einwandfrei. Diese sind ungekürzt und kritisch durchgesehen. Die Ausstattung ist tadellos: schönes holzfreies Papier, große moderne Schrifttypen. Der künstlerische Leinenband, die vornehmen Lederbände sprich jeder Bücherfreund an. Wer für die heranwachsende Jugend ein schönes und preiswürdiges Geschenk sucht, der greife zu diesen Ausgaben.

* **Konrad Falke: „Marienlegenden“** mit einer Originalradierung von Gertrud Eicher. (Verlag Rascher & Cie., A.-G., Zürich.) Konrad Falke hat aus dem Schatz von Marienlegenden verschiedener Zeiten und Völker acht Stücke gewählt, um sie in edler, getragener, doch ungezwungener Prosa nachzuerzählen. Die Ausgabe, alte Legenden mit der ihnen innewohnenden Würde und Anmut vorzutragen, ohne in eine archaisierende Sprache zu verfallen, ist schon gelöst. Mit feinem Stilgefühl paßt sich die gewählte, aber nie gezwungene Sprache dem Charakter des Stoffes an, sei es, daß Ernst und frommer Glaube die Legende wohnt, wie in „Der reiche Mann“ und „Maria und der Ritter“, sei es, daß die Wundermär den Geist eines Schalkes und Lächlers trage, wie das „Marienopfer“, sei es, daß ein wahrer Dichter am Werke war, wie in „Bruder Felix im Paradiese“. Und es leuchtet alle schöne Weisheit in neuer würdiger Fassung aus manchem tief sinnigen Wort.

* **„Neue Dichtung im neuen Rußland.“** (Taurus-Verlag, Berlin.) Als erster Band dieser Sammlung von Prosaerwerken junger russischer Dichter erschien: Leonid Leonow: „Wetterleuchten“. Das Buch enthält zwei Novellen, die beide in der Zeit der russischen Revolution spielen. Die eine bringt uns in der Novelle „Des kleinen Mannes Ende“ ein erschütterndes Bild aus dem Leben des russischen Intellektuellen während der Hungerjahre, des Bürgerkrieges und der Blotade. Die andere Novelle „Wetterleuchten“ versetzt uns in ein russisches Dorf, dem eigentlichen Milieu dieses Dorfkindes Leonow, zur Zeit der Nachrevolution.

* **„Gestalten und Gedanken in Israel.“** Geschichte eines Volkes in Charakterbildern. Von Geheimrat Professor Dr. R. Kittel. (Verlag von Quelle u. Meyer in Leipzig.) Hier wird von einem unserer hervorragendsten Kenner des Alten Testaments die Geschichte des Volkes als Geschichte seiner großen Persönlichkeiten geschildert. In packender dramatischer Gestaltung heben sich ihre Taten und Gedanken von dem kulturgeschichtlichen Hintergrunde ab. Mit Moses erleben wir Gott im Toben der Elemente und

in der Unendlichkeit der Wüste. Gideon, der Held, befreit sein Volk von den Einfällen räuberischer Nomaden, die die dem Boden mühsam abgerungene Ernte als ihr Eigentum betrachteten. Es folgt das Heldenzeitalter Israels, Samuel, der Seher, eine Gestalt von Michelangeleser Wucht, erneuert die mosaischen Gedanken. Er hebt Saul, den erprobten Feldherrn, zur Höhe des Königtums. Der König geht jedoch an seiner Natur zugrunde und muß noch erleben, wie David, der jugendliche Sänger, zum Herrscher seines Volkes berufen wird. Mit ihm steigt das israelitische Königtum zu einer Höhe, wie sie keiner vor und nach ihm in Israel erreicht. Salomon, sein Sohn, genießt die Früchte der Siege seines Vaters. Schon unter seinen Nachfolgern aber beginnt der Glanz des israelitischen Königtums zu verblassen. Es beginnt das Zeitalter der großen geistigen Führer, der Propheten. Mit Jeremia beginnt die Reflexion, mit Deuterosefaja aber hebt sich die Prophezie bis zur Höhe des Gedankens der Tragödie von Golgatha, der stellvertretenden Sühne und des Sterbenden und auferstehenden Heilandes. Esra, Nehemia und Judas Makkabäus schließen den Ring der Großen. Wir bewundern die hohe Kunst Kittels, der es gelang, den schwer zu bearbeitenden Stoff in einer so einzigartig vollkommenen Form zu gestalten.

* **Alice Bloch: „Kindergymnastik im Spiel.“** (Dieck u. Co. in Stuttgart.) Was den Kindern Spaß macht, lernen sie rasch und sicher. Also hier: über 90 ganz herrliche Spiele in freier Natur oder für das Kinderzimmer mit dem Fenster nach der Sonne, mit offener Verandatür, die den frischen Lufthauch bringt. Soviel Spiele, soviel naturgetreue Kunstdruckbildvorlagen von lauter frohen Buben und Mädels — und dazu einfach-klare Texte, die alles erklären: Ringelreihen, närrische Sprünge, Tänze — samt der darin verpackten Gymnastik — und für die Jüngens, was für Jüngens paßt.

* **L. Kreiselmeier: „Die Schultinematographie.“** Mit 42 Abbildungen. (Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Zweigniederlassung Berlin SW. 19.) Die Schultinematographie ist ein neuzeitliches, pädagogisches Hilfsmittel von starkem erzieherischem Wert, worauf behördlicherseits bereits mehrmals hingewiesen worden ist. Unter dem großen Schrifttum über Kinematographie war bisher kein Buch anzutreffen, welches mit Beschränkung auf das Wichtigste doch über alle Fragen der Schultinematographie in Theorie und Praxis, wie überhaupt der Verwendung des Films in der Schule, Jugendpflege, Verein und Heim — umfassend beraten hätte. Das soeben erschienene Werk von L. Kreiselmeier ist für diese Lücke bestimmt und wird bald den Behörden, Geistlichen, Lehrern aller Schulen, den Leitern von Strafanstalten, den Vorständen von Vereinen und allen, die im eigenen Heim Lichtbilder vorführen wollen, ein unentbehrlicher Berater sein.

* **Ernst John: „Auch im Unglück Sachse.“** Lustige Geschichten aus jenem Himmelsstrich. (F. Krieger, Leipzig.) Ein langjähriger Mitarbeiter des „Simplissimus“ bietet hier 40 kleine Geschichten aus Sachsen. Die famos erzählten Kleinigkeiten sind Erlebnis der schärfsten Beobachtung. Der Verfasser schreibt im Vorwort: „Die Sachsen sind eben beim großen Publikum nur die patentamtlich eingetragenen Schutzgötter der Gemütsfreiheit und des Maßstafes. Man gewöhne sich allmählich an den Gedanken, daß auch die Sachsen eine Art Menschen sind.“

Scherz und Spott

Der Unterschied. Berliner: „Wissen Sie den Unterschied zwischen Griechen und Römern?“ — Griechen können aus „Römern“ trinken, die Römer aber nicht aus Griechen.“ — Dresdener: „Aber, heeren Sie, mei! Rutecker, warum sollen Sie die Römer nicht aus Griechen trinken können?“ (H. W.)

Das Kompliment. Auf einem Ball hatte ein Herr leuzend neben einer nicht mehr jungen Dame seiner Bekanntschaft, die durch körperliche Reize nicht ausgezeichnet war, Platz genommen. Als gewandter Charakter brachte er es fertig, der wenig anziehenden Schönen zu erklären: „Wie schön Sie heute Abend aussehen, gnädiges Fräulein!“ — „Sie lösen Schmeichelei!“ rieferte die geschmeichelte Dame schämtig. — „Rein, es ist mein voller Ernst. Ich habe wirklich zweimal genau hingesehen müssen, bevor ich Sie erkannte.“

Der vorsichtige Zeuge. „Sie erklären also, daß Sie den Angeklagten sein ganzes Leben lang kennen“, sagte der Richter zu dem Zeugen. „Hatten Sie es für möglich, daß er das Geld gestohlen hat?“ — „Wie viel war es denn?“ fragte der Zeuge.